„Vielstimmig eines Sinnes“. Zum Briefwechsel zwischen Stefan Zweig und Romain Rolland während des Ersten Weltkrieges

Briefeschreiben bei Stefan Zweig

Wie viele seiner Zeitgenossen war auch Stefan Zweig ein passionierter Briefeschreiber. Je nach Schätzung soll er 30.000 bis 50.000 Briefe verfasst haben. Die von Knut Beck beim Fischer Verlag herausgegebene Briefausgabe in vier Bänden stellt nur eine äußerst kleine Auswahl aus einem riesigem Konvolut dar.¹ Das Briefeschreiben erfüllt bei Stefan Zweig von Anfang an unterschiedliche Funktionen. Zunächst dient es der Freundschaftsanbahnung.² Der junge Autor bedient sich der Korrespondenz, um sich bei bekannten literarischen oder intellektuellen Persönlichkeiten, die er näher kennen lernen möchte, vorzustellen. Dem durch Briefe hergestellten Kontakt folgt dann die persönliche Begegnung, die manchmal wie im Falle von Hermann Hesse oder Sigmund Freud in eine freundschaftliche Beziehung mündet. In einigen Fällen hat erst ein langer Briefwechsel die persönliche Bekanntschaft richtig in Gang gebracht.³ Auch an Romain Rolland hat Zweig viele Briefe geschrieben, bevor er ihn getroffen hat.

Eine zweite zentrale Funktion der Briefe als Mitteilungsförm betrifft das Geschäftliche. Als junger Autor kontaktiert Zweig etwa die Redaktion zahlreicher Zeitungen und Zeitschriften, um dort seine Gedichte oder Erzählungen zu veröffentlichen. Der angehende Dichter schreibt unermüdlich Briefe, um geschäftliche Kontakte anzuknüpfen oder Veröffentli-

¹ Stefan Zweig, *Briefe 1897-1914*, hg. von Knut Beck und Jeffrey B. Berlin, Frankfurt a.M. 1995; ders., *Briefe 1914-1919*, hg. von Knut Beck, Jeffrey B. Berlin und Natascha Weschenbach-Feggeler, Frankfurt a.M. 1998; ders., *Briefe 1920-1931*, hg. von Knut Beck und Jeffrey B. Berlin, Frankfurt a.M. 2000; ders., *Briefe, 1932-1942*, hg. von Knut Beck und Jeffrey B. Berlin, Frankfurt a.M. 2005.

² Vgl. Knut Beck, „Einem verehrten Freunde sagen zu dürfen...“ – Bemerkungen zu den Briefen Stefan Zweigs, in: „Ich liebte Frankreich wie eine zweite Heimat.“ *Neue Studien zu Stefan Zweig. „J'aimais la France comme ma seconde patrie.“ Actualité(s) de Stefan Zweig*, hg. von Régine Battiston und Klemens Renoldner, Würzburg 2011, S. 213-225.

³ Vgl. etwa Stefan Zweig, *Briefe an Freunde*, hg. von Richard Friedenthal, Frankfurt a.M. 1984.

chungsprojekte für sich und für andere voranzutreiben. Die geschäftliche Korrespondenz mit Anton Kippenberg, dem Leiter des Inselverlags, umfasst allein 3.000 Blätter.⁴ Dazu kommen viele weitere Briefe, die Zweig an die Mitarbeiter des Verlages adressiert hat.

Noch wichtiger ist allerdings die Funktion, welche von den privaten Briefen erfüllt wird, nämlich persönliche Nähe oder gar Intimität herzustellen. Das gilt etwa für die Liebesbriefe an Friderike⁵ oder für die privaten Briefe an die besten Freunde wie zum Beispiel Viktor Fleischer, Romain Rolland oder Frans Masereel.⁶ In der Korrespondenz mit seinen wichtigsten Bezugspersonen – ganz besonders mit Romain Rolland – entwickelt Zweig eine authentische Brief- und Freundschaftskultur, indem er diese Form der Mitteilung dazu nutzt, um nahezu Tag für Tag über Befindlichkeiten, Bücher oder wichtige Ereignisse Bericht zu erstatten. Zweig kann sich die Fortsetzung von wichtigen Freundschaftsbeziehungen unabhängig vom Briefverkehr gar nicht vorstellen. So versucht er den Briefkontakt selbst dann aufrechtzuerhalten, wenn die Beziehung zu dem einen oder anderen Freund etwas abkühlt. Das ist zum Beispiel der Fall bei Romain Rolland, der diese Wandlung im Verhalten von Zweig in seinen Erinnerungen feststellt und dabei dem Freund einen leichten Vorwurf macht:

Unsere Freundschaft war in den Jahren 1928-1931 abgekühlt, nachdem ich mich der UdSSR angenähert hatte und vor allem nach meiner Heirat. Wie andere Freunde auch fühlte er sich zurückgesetzt. [...] Stefan wahrte mehr Abstand. Auch wenn er der Entfremdung zwischen uns mehr und mehr Raum gab, ließ er unsere Verbindung nicht abreißen, er hatte sich die Freundschaft zur Religion gemacht, das war für ihn mehr eine Frage der Ehre als ein Bedürfnis nach Verbundenheit. Er ist dieser Freundschaft treu geblieben – ohne große Herzlichkeit, aber auch ohne das letzte Flämmchen verlöschen zu lassen.⁷

In den Exiljahren gewinnt das Briefeschreiben eine zusätzliche Dimension in existentieller Hinsicht. Da Zweig nach dem Verbot seiner Bücher durch die Nationalsozialisten seine Leser in Deutschland und später in Öster-

⁴ Der Briefwechsel Zweig-Kippenberg wird demnächst in Auswahl beim Suhrkamp Verlag erscheinen. Herausgeber sind Klemens Renoldner und Oliver Matuschek.

⁵ Stefan Zweig und Friderike Zweig, „Wenn einen Augenblick die Wolken weichen“. *Briefwechsel 1912-1942*, hg. von Jeffrey B. Berlin und Gert Kerschbaumer, Frankfurt a.M. 2006.

⁶ Der Briefwechsel mit Viktor Fleischer ist noch unveröffentlicht.

⁷ Romain Rolland, *Er war mir ein guter Freund. Aus dem „Journal de Vézalay 1938-1944“* (Übersetzung von I. Schütz), in: *Zweigheft* 09 (Juli 2013), S. 27-31: 30. Es geht um die Übersetzung einiger Passagen aus: Romain Rolland, *Journal de Vézalay 1938-1944*, Paris 2012.

reich verliert, hängt nun seine Autorschaft maßgeblich von seinem publizistischen Erfolg im Ausland bzw. von seinen Übersetzern ab. Die brieflichen Kontakte, die Zweig mit ihnen in den dreißiger Jahren unterhält, werden daher für sein Selbstverständnis als Autor wichtiger als in den Erfolgswahren. Mit Enrico Rocca und vor allem Lavinia Mazzucchetti – um nur zwei wichtige Beispiele zu nennen – werden die Beziehungen aber auch deshalb enger, da die beiden das Schicksal der Verfolgung mit Zweig teilen und sie vom ihm Hilfe bei einer möglichen Auswanderung nach Amerika erwarten. Zweig unterbricht den brieflichen Kontakt zu Enrico Rocca oder später zu Lavinia Mazzucchetti erst dann, als er realisiert, dass er ihnen nicht mehr helfen kann.⁸

Auch im Werk von Zweig spielt der Brief eine Schlüsselrolle und zwar in mehrfacher Hinsicht. In den Biographien verwendet er ihn als historisches Dokument. In *Marie Antoinette* etwa zitiert er die Briefe der Königin aus dem Gefängnis. Auch in den Erzählungen sind Briefe von extremer Bedeutung, beispielsweise als Rahmenhandlung wie in der berühmten Novelle *Brief einer Unbekannten*. In der Erzählung *Der Zwang* wird die Handlung von einem Musterungsbrief in Gang gebracht, welcher den Protagonisten zum Desertieren motiviert, während in *Angst* die Protagonistin von den Briefen einer Erpresserin immer mehr in Bedrängnis gebracht und bis zum Rande des Abgrunds getrieben wird. Abgesehen davon sind Briefsammlungen Bestandteil des *bibliotheca-mundi*-Konzepts und Objekt der Begierde für Zweigs Autografensammlung.⁹

Zweig hält das Briefeschreiben für eine „edle und kostbare Kunst“, die nunmehr fast der Vergangenheit angehört, weil es von den neuen Kommunikationsmedien (Zeitung, Schreibmaschine, Telefon) verdrängt wird.¹⁰ Zweigs Bewunderung für das Schreiben von Briefen, das „in vergangenen Zeiten zahlreiche kleine Wunder der Wahrheit in einer stillen

⁸ Vgl. Renate Lunzer, „*Che tempi ci siamo scelti!*“. *Lettere inedite di Stefan Zweig a Enrico Rocca*, in: *Cultura tedesca*, Nr. 6 (1999) (Sonderheft *Austria*), S. 169-183; Arturo Larcari, *Il carteggio tra Stefan Zweig e Lavinia Mazzucchetti*, in: *Un luogo per spiriti più liberi. Italia, italiani ed esiliati tedeschi*, a cura di Alessandra Schininà e Massimo Bonifazio, Roma 2014, S. 27-48.

⁹ Man denke etwa an die leicht erotischen Briefe Mozarts an das „Bäsele“ in Augsburg. (Vgl. *Das Entsetzen all seiner Biografen. Ein Brief Wolfgang Amadeus Mozarts an sein Augsburger Bäsele vom 5. November 1777*. Anlässlich des 175. Geburtstags des Komponisten erstmals vollständig faksimiliert, eingeleitet und beschrieben von Stefan Zweig und im selben Jahr von Sigmund Freud in einem Brief kommentiert. Bearbeitet von Oliver Matuschek, Wien 2006.) Freud war über die ‚schmutzigen‘ Phantasien des Musikgenies begeistert.

¹⁰ Stefan Zweig, *Die Kunst des Briefes* [Auszug aus Stefan Zweigs Nachwort zu Otto Heuschleles *Briefe aus Einsamkeiten*, 1924], in: ders., *Die Monotonisierung der Welt. Aufsätze und Vorträge*. Ausgewählt und mit einem Nachwort von Volker Michels, Frankfurt a.M. 1976, S. 78-80: 78.

Welt¹¹ hervorgebracht habe, geht so weit, dass er das Ergebnis dieser Tätigkeit mit einem Kunstwerk vergleicht und ihm die Attribute des Geheimnisvollen und Auratischen verleiht:

Dadurch, daß jeder Brief sich immer an einen Einzelnen wendet, an einen bestimmten, dem Gefühl gegenwärtigen Menschen, wurde er willkürlich zum Doppelbildnis des Sprechenden. Unbewußt antwortete die Stimme des Angesprochenen, und dieses Fluidum der Gemeinsamkeit strahlte eine Vertrautheit aus, die offen war und intim zugleich, beredt und verschwiegen, vertraulich und verbergend in einem.¹²

Zu den am besten gelungenen Beispielen dieser Kunst gehört zweifellos seine monumentale Korrespondenz mit Romain Rolland. Ihre Sonderstellung wird aus mehreren Perspektiven offenbar. Die Briefe an Rolland liefern zunächst einen unverzichtbaren Leseschlüssel zu der Lebens- und Werkgeschichte von Stefan Zweig, weil sie seinen Werdegang als Schriftsteller und Intellektueller dreißig Jahre lang, von 1910 bis 1940, begleiten. Als „Archive der Subjektivität“ dienen sie seiner Selbstdarstellung und zwar „in einem doppelten Sinne: sie spiegeln Ausschnitte [s]eines Lebens wie das Tagebuch und fassen diese zusammen wie die Autobiographie.“¹³ Als Dokument des persönlichen und intellektuellen Austausches zwischen zwei Protagonisten der europäischen Geistesgeschichte über die Grenzen hinweg stellt diese *Correspondance littéraire* auch einen Meilenstein in der Geschichte der Briefkultur dar, der mit Grimm und Diderot verglichen werden kann, wie schon Zweig und Rolland selbst sehr früh geahnt hatten. Da mehr als die Hälfte der Briefe in den Jahren des Ersten Weltkrieges entstanden ist, ist der Briefwechsel nicht zuletzt ein kostbares Zeugnis dieser tragischen Zeit, in der die europäischen Künstler und Intellektuellen die Krise der Welt von Gestern erleben und mühsam nach einer Neuorientierung suchen.

Mit Blick auf Zweig kann man behaupten, dass die Korrespondenz mit Rolland während der Kriegsjahre seine Suche nach einer Standortbestimmung als Intellektueller im Spannungsverhältnis von Patriotismus und Pazifismus und als Schriftsteller am besten reflektiert:

¹¹ Ebd.

¹² Ebd., S. 79. Zur Dialektik von Brief als „Sicherung des Geheimnisses“ und als „Aufhebung aller Sicherung des Geheimnisses“ vgl. Georg Simmel, *Exkurs über den schriftlichen Verkehr* [1908], in: ders., *Soziologie. Untersuchungen über Formen der Vergesellschaftung*, hg. von Ottheim Rammstedt, Frankfurt a.M. 1992, S. 429-433.

¹³ Detlev Schöttker, *Archive der Subjektivität. Modelle brieflicher Überlieferung bei Goethe, Ernst Jünger und Walter Kempowski*, in: *Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung*, hg. von Detlev Schrötter, München 2008, S. 19-36: 19.

Während des Ersten Weltkriegs [...] ist ihm der Brief eine wesentliche Hilfe, seine Stellung in der Gemeinschaft zu finden und zu bestimmen: gegenüber den Freunden im Fremdland, die nun politische Gegner geworden sind, – gegenüber den Freunden in Österreich und Deutschland, die als Soldaten an der Front ihren Dienst tun, während er als Freiwilliger im Kriegsarchiv tätig ist, – gegenüber den Freunden, die im künstlerischen Dialog mit ihm stehen.¹⁴

Im Gedenkjahr 2014 wurde deshalb der Briefwechsel Zweig-Rolland aus den Kriegsjahren 1914-1918 vom Aufbau-Verlag neu herausgegeben¹⁵ und mit einem Begleitwort von Peter Handke versehen.¹⁶ Dass gerade Handke als Verfasser des Vorworts gewählt wurde, war sicher kein Zufall, denn er gilt als der berühmteste Antikriegsschreiber in der Gegenwart, das Schreiben gegen den Krieg gilt als sein zentrales Anliegen von Anfang an.¹⁷ Sein Kommentar soll hier ausführlich analysiert werden, weil er zum einen den Stellenwert des Briefwechsels in der Geschichte der Briefkultur aus mehreren Perspektiven hervorhebt und zum anderen einen Zusammenhang mit der gegenwärtigen Diskussion über den Pazifismus herstellt. Indem Handke eine produktive Interpretation des aus den Briefen hervorgehenden „Fluidums der Gemeinsamkeit“ ins Zentrum seiner Argumentation stellt, relativiert er pauschalisierende Urteile, die das moralische Verhalten von Rolland gegenüber dem von Stefan Zweig einseitig privilegieren,¹⁸ und liest den Briefwechsel als brandaktuellen Text der Antikriegsliteratur und des Antimilitarismus.

Der Briefwechsel von Stefan und Romain Rolland während des Ersten Weltkrieges

Der Briefwechsel von Stefan Zweig mit Romain Rolland ist neben dem mit seiner Frau Friderike und dem mit Anton Kippenberg der umfangreichste. Der französische Schriftsteller spielt hier die Rolle der Vaterfigur bzw. des väterlichen Vorbildes. Er ist „der Ältere und so wunderbar Rei-

¹⁴ Knut Beck, Jeffrey B. Berlin und Natascha Weschenbach-Feggeler, Vorbemerkung, in: Stefan Zweig, *Briefe 1914-1919*, (wie Anm. 1), S. 7-8: 7.

¹⁵ Vgl. auch Romain Rolland, *Journal des années de guerre 1914-1919*, Paris 1952.

¹⁶ Peter Handke, *Zwei Menschenkinder, Zwei Hochherzige. Zum Briefwechsel zwischen Romain Rolland und Stefan Zweig während des Ersten Weltkriegs*, in: Romain Rolland und Stefan Zweig, *Von Welt zu Welt. Briefe einer Freundschaft 1914-1918*. Mit einem Begleitwort von Peter Handke, Berlin 2014, S. V-XVII. Das Begleitwort wird im fließenden Text mit der Seitenzahl in Klammern zitiert.

¹⁷ Vgl. Hans Höller, *Peter Handke*, Reinbek bei Hamburg 2009.

¹⁸ Vgl. Jacques Le Rider, *Stefan Zweig und Österreich*, in: *Österreich in Geschichte und Literatur*, 33 (1989), Nr. 1, S. 31-43.

fe“¹⁹ (I, 141), wie es im Brief von 12. März 1915 emphatisch heißt. Ähnlich wie im Briefwechsel mit Freud wird der Ton einer Vater-Sohn-Beziehung erkennbar. Die Wahl eines besonders vertrauten Tonfalles hat allerdings nicht unbedingt mit dem Alter der Briefpartner zu tun. Es gibt Briefe, in denen Zweig ebenfalls mit älteren Partnern korrespondiert, etwa mit Rilke, Schnitzler oder Hesse, ohne jedoch den privaten, persönlichen Ton zu verwenden, der im Falle Rollands zum Ausdruck kommt.²⁰ In den Briefen wird Rolland anfangs mit der Bezeichnung „Meister“ angesprochen, während dieser sich an Zweig meistens mit „Lieber Freund“ wendet. In dem Meister-Schüler-Verhältnis spiegelt sich der Kampf von Zweig um seine Autorschaft, die in seinen Augen zweierlei impliziert: einerseits seinen Versuch, sich selbst voll und ganz als literarischen Autor wahrzunehmen, und auf der anderen Seite sein Bestreben, als moralische Autorität auch jenseits der Grenzen seines Landes zu gelten.²¹ In beiden Fällen gilt ihm der französische Schriftstellerfreund als Vorbild: Nachdem sich dieser mit seinen Biographien und dem Roman *Jean Christoph* in Frankreich und in Europa einen Namen gemacht hat, wird sein Ruf als Autor durch die Verleihung des Nobelpreises für Literatur 1916 weiter konsolidiert. Und auch als Intellektueller und als Pazifist genießt der Franzose international eine hohe Reputation, nachdem er Frankreichs Kriegseintritt scharf kritisiert und das Schweizer Exil demonstrativ gewählt hat. Im Gegensatz dazu wird sich Zweig erst 1917 als zur Reife gelangten Autor empfinden, nachdem er das Drama *Jeremias* geschrieben hat.²² Davor sieht

¹⁹ Romain Rolland und Stefan Zweig, *Briefwechsel 1910-1940*. Aus dem Französischen von Eva und Gerhard Schewe und Christel Gersch. Manuskriptzusammenstellung und Bearbeitung Waltraud Schwarze. Einleitung Wolfgang Klein, Berlin 1987, 2 Bd. Aus dieser Ausgabe wird im Folgenden mit Band- und Seitenzahl zitiert.

²⁰ Mit Joseph Roth hingegen übernimmt Zweig die Rolle des väterlichen Freundes, wobei er sich von seinem Gegenüber einiges gefallen lassen muss: mag Zweig die Regeln des Gesprächs meistens auch diktieren, er muss sich nichtdestotrotz gefallen lassen, dass Roth ihn mehrmals wegen seiner mangelnden Radikalität gegenüber den Nationalsozialisten kritisiert und sich nicht vor rauen Tönen scheut. Vgl. Stefan Zweig und Joseph Roth, *Jede Freundschaft ist mir verderblich. Briefwechsel 1927-1938*, hg. von Madeleine Rietra und Rainer-Joachim Siegel, Göttingen 2011.

²¹ Vgl. die allgemeine These von Jochen Strobel: „Privatbriefe sind nicht nur idealtypische Experimentierfelder moderner Subjektivität, sondern sie bieten, davon nicht immer zu trennen, dem modernen Autor [...] Raum für den Entwurf von Autorschaft, für Rollenbilder des Autors, die aus dem Dialog hervorgehen, und auch für die Reflexion über das ‚Werk‘.“ (Jochen Strobel, *Vom Verkehr mit Dichtern und Gespenstern. Figuren der Autorschaft in der Briefkultur*, in: *Vom Verkehr mit Dichtern und Gespenstern. Figuren der Autorschaft in der Briefkultur*, hg. von Jochen Strobel, Heidelberg 2006, S. 7-32: 13.)

²² In einem Brief an Rolland von Anfang Juni 1915 kündigt er nicht ohne einen gewissen Stolz das ehrgeizige Buch-Projekt an: „Ich habe jetzt mich neben meinem Militärdienst zu einer größeren Arbeit aufgerafft, die alles zusammenfassen soll, was ich

er seine Aufgabe in erster Linie darin, als Vermittler tätig zu sein und den ‚Dienst‘ an seinen Vorbildern zu verrichten. Zuerst ist der Belgier Émile Verhaeren Zweigs zentrale Identifikationsfigur, weshalb er vor dem Krieg auch oft nach Belgien fährt. Mit Kriegsbeginn nimmt nun Rolland dessen Position ein.

Der Briefwechsel zwischen Stefan Zweig und Romain Rolland in den Jahren 1914-1918 ist das erstaunliche Dokument einer europäischen Freundschaft in dunklen Zeiten.²³ Er hat das Bild von Zweig als Anhänger einer „Religion der Freundschaft“ (Rolland) maßgeblich geprägt und ist für das Verhalten der Intellektuellen während des Krieges bzw. für die Entwicklung des Friedensgedankens in dieser Zeit symptomatisch. Die Geschichte dieser Freundschaft, die 1910 im Zeichen des gemeinsamen Eintretens für Europa entstanden war, durchlebt während des Krieges wechselvolle Phasen, die nicht nur durch Harmonie gekennzeichnet sind, und erlebt ihren Höhepunkt in der Begegnung der beiden Intellektuellen in der Schweiz: Am 20. November 1917 treffen sich Zweig und Rolland am Genfer See und können sich endlich eine Woche lang beim Spazierengehen ausgiebig unterhalten. Zweig sieht in dieser Begegnung ein Schlüssel- und Erweckungserlebnis seines Lebens und seiner Entwicklung zum Pazifismus. Dadurch überwindet er die Schwankungen, die bis dahin seine Stellungnahmen geprägt hatten,²⁴ identifiziert sich vollkommen mit seinem Vorbild und ist entschlossen, so wie Rolland eine moralische Instanz zu werden. Zweig dokumentiert diese Begegnung auch in seiner Rolland-Biographie von 1921, indem er den französischen Schriftsteller zum Märtyrer stilisiert, der sich für die Menschheit opfert. Die Figur Rollands erfährt eine religiöse Überhöhung, ja sie gleicht der Gestalt des *Ecce homo*, womit die Begeisterung für Rolland ihren Höhepunkt erreicht.²⁵

zu sagen habe. Es wird eine Tragödie aus einer anderen Zeit, aber das stärkste durchdringendste Symbol der unsern.“ (I, 196) Vgl. dann den Brief vom 15. November 1915: „Das zeitgenössische Theater hat nur wenige Werke dieses Ranges aufzuweisen.“ (I, 265)

²³ Vgl. Jean Lacoste, *Relations Stefan Zweig – Romain Rolland, Approches*, in: *Revue trimestrielle des sciences humaines*, Nr. 156, Décembre 2013 (Stefan Zweig, *Inédits*), S. 119-135; Denis Charbit, *Stefan Zweig und Romain Rolland. Naissance de l'Intellectuel Européen*, in: *Stefan Zweig Reconsidered. New Perspectives on his Literary and Biographical Writings*, hg. von Mark H. Gelber, Tübingen 2007, S. 41-58.

²⁴ In den Briefen aus den Jahren 1914-1915 scheint Zweig die ideologischen Positionen seines Vorbildes bedingungslos zu teilen. Man könnte denken, er sei schon Pazifist. Vergleicht man jedoch diese pazifistischen Stellungnahmen mit seinen Veröffentlichungen für das Kriegsarchiv oder mit seinen Tagebüchern, dann fallen krasse Widersprüche auf. Dieses Schwanken zeigt, dass Zweig seine Position noch sucht.

²⁵ Stefan Zweig, *Romain Rolland*, hg. und mit einem Nachwort versehen von Knut Beck, Frankfurt a.M. 2006, S. 398, 407, 412.

In fast jedem Brief aus den Kriegsjahren finden wir emphatische Bekenntnisse zu der außergewöhnlichen Freundschaft zwischen zwei ‚Feinden‘, einem Franzosen und einem Österreicher, die auf der Anerkennung der menschlichen und moralischen Fähigkeiten des Gegenübers basiert. So beschreibt Stefan Zweig beispielsweise am 9. November 1914 das Glück- und Trostgefühl, das er in Anbetracht der durch den Krieg verursachten Gräueltaten der Verbindung mit Rolland verdankt:

Ich kann es Ihnen nicht sagen, lieber verehrter Freund, was mir in diesen Tagen Ihre gute Gesinnung ist. Die Tatsache, daß ich noch zu einem jenseits meiner Sprache sprechen darf, ist eine Art Beglückung für mich, die ich keinem begreiflich machen kann. Nehmen Sie aus dem Bewußtsein alles Grauens dies als Tat, daß sie einem Menschen wenigstens in dieser Zeit geholfen haben bloß durch die Tatsache, daß sie zu ihm sprechen, daß Sie ihn hörten. Daß Sie nicht alle Wege zu ihm abschnitten und der Franzose in Ihnen doch noch Erinnerung des Allmenschen in sich hat, die hohe Gerechtigkeit für die letzten Gemeinsamkeiten. (I, 97)

Zusammen mit Rolland, der diese Zeugnisse der Dankbarkeit regelmäßig erwidert, versucht hier Zweig eine Kultur des Gesprächs und der Toleranz in Bezug auf Andersdenkende zu entwickeln. Bis zum Schluss wird sie sein Denken und sein Bild als Intellektuellen prägen. Durch die Beschwörung der „letzten Gemeinsamkeiten“, die ihn mit Rolland verbinden, plädiert Zweig für die Überwindung des entfesselten Nationalismus und Chauvinismus im Denken und Handeln zugunsten eines höheren Zusammengehörigkeitsgefühls. Die Bewunderung für die moralische Integrität und die Menschlichkeit seines Gegenübers steht im scharfen Gegensatz zum Misstrauen gegenüber der politischen Sphäre, deren Vertreter als korrupt betrachtet und für die Übel des Krieges verantwortlich gemacht werden.

Diese besondere Freundschaft über die Fronten hinweg zeichnet sich ganz besonders dadurch aus, dass sie im Stande ist, sogar starke Differenzen zu ertragen und selbst schwere Krisen zu überwinden. Der ausgeprägte Wille zur Verständigung erweist sich regelmäßig als stärker als die Meinungsverschiedenheiten, die den Austausch begleiten und nicht selten zu drastischen Stellungnahmen durch Rolland führen. So regiert der Franzose ziemlich scharf, als er Zweigs offenen *Brief an die Freunde im Fremdland* (1914) zu lesen bekommt, in dem dieser für die Dauer des Krieges im Namen der Treue zu seinem Vaterland von seinen Freunden aus Frankreich und Belgien symbolisch ‚Abschied nimmt‘. Rolland antwortet mit der Zusendung seines Aufsatzes *Au-dessus de la mêlée* und mit dem lakonischen Satz, er verleugne keinen seiner Freunde. (I, 70) Zu einem Bruch kommt es ebenfalls nicht, als Zweig Rollands Behandlung der Schuldfrage in dessen Essay mit dem Titel *Le Meurtre de l'élite* (1915) kritisiert (Brief

vom 23. Juni 1915; I, 192) oder der Franzose ihn wiederum auffordert, sein Schweigen über die Brutalität des Konflikts sofort und nicht erst nach Ende des Krieges zu brechen. Schließlich unterbrechen sie ihren Dialog auch nicht, als sie in der Frage der Unterbrechung oder Fortsetzung des Krieges im Jahre 1918 heftig polemisieren. Rollands scharfe Replik auf Zweigs *Bekenntnis zum Defätismus* (1918) hat keine Folgen für die Fortsetzung der Freundschaft.²⁶ Die meisten Briefe schließen mit einem emphatischen Bekenntnis zur Freundschaft, das wie ein Mantra wiederholt wird und die Funktion erfüllt, den Freundschaftskult zu stärken.

Allerdings verdeckt das zur Schau gestellte Pathos der Gemeinsamkeit, das trotz einiger Differenzen den Briefwechsel insgesamt kennzeichnet, auch einen Teil der Spannungen zwischen den beiden Schriftstellern. Das gilt in erster Linie für die Geste der Ergebenheit gegenüber seinem Vorbild, die Zweigs Briefe wie ein Leitmotiv charakterisiert. Sie ist bei näherem Zusehen als das Ergebnis einer Selbststilisierung zu betrachten, denn Zweig bewahrt durchaus seine Selbstständigkeit gegenüber Rolland. Er unterstützt zwar dessen Projekt eines Schriftstellerparlaments oder einer politisch neutralen Zeitschrift, welche die Lügen der Propaganda dementieren sollte, ebenso wie er dessen Anstrengungen zugunsten der Gefangenen und deren Verwandten mitträgt. Mit dem Projekt der *bibliotheca mundi* versucht er jedoch, sein eigenes Konzept der europäischen Verständigung in die Praxis umzusetzen. Selbst die ab 1920 veröffentlichten so genannten *Baumeister-der-Welt*-Bände (*Drei Meister; Drei Dichter; Kampf mit dem Dämon*) sind weniger als Pendant zu Rollands Konzept einer Typologie des europäischen Geistes zu verstehen, das dieser durch einige Biographien von Repräsentanten des europäischen Geistes darzustellen suchte. Der Zusammenhang, den Zweig zwischen seinen „Baumeistern der Welt“ und Rollands Programm einer Typologie des europäischen Geistes herstellt, ist eher ein künstlicher, denn es handelt sich dabei doch um eher zufällig zustande gekommene Bände, in denen Zweig Texte zusammengetragen hat, die er für andere Zwecke geschrieben hatte.²⁷

Die beschriebene Einschränkung über die so genannten „letzte[n] Gemeinsamkeiten“ gilt auch für Romain Rolland. So wie Zweig mehr Affinitäten zu seinem Vorbild behauptet als in der Tat vorhanden sind, ist

²⁶ So schreibt Romain Rolland an Zweig am 14. Juli 1918: „[I]ch kann Ihnen in Ihrem Aufruf zum ‚Defaitismus‘ nicht folgen. [...] Besser wäre, im Üblen aktiv als passiv zu sein! Ich bin kein ‚Nicht-Widerständler‘, kein Buddhist oder Tolstoianer. Ich gebe mich keineswegs zufrieden, besiegt zu sein. Und ich werde es anderen auch niemals raten.“ (I, 360)

²⁷ Etwas Ähnliches gilt auch für die Novellensammlungen. Zweig hat mehrere Texte einzeln verfasst und erst im Nachhinein behauptet, sie seien als Zyklus konzipiert gewesen. In beiden Fällen ist der Geschäftsmann am Werk, der seine Produkte besser vermarkten möchte.

auch beim französischen Schriftsteller ein Widerspruch zwischen der emphatischen Sprache der Briefe und jener der Tagebücher festzustellen: Während dieser im Briefwechsel versucht, die Gemeinsamkeiten zwischen ihm und seinem österreichischen Freund zu privilegieren, äußert er sich in seinen privaten Aufzeichnungen manchmal sehr kritisch gegenüber Zweig.

Als Schriftsteller, die sich für Verständigung und Aussöhnung zwischen den Völkern engagieren, sind Zweig und Rolland besonders empfindlich für die „Worte der Gehässigkeit“ (I, 157) und die Sprache der Propaganda, die in ihren Augen für die Verdrehung der Wahrheit verantwortlich sind und die schon an sich fatalen Folgen des Krieges noch weiter steigern. Ins Kreuzfeuer der Kritik geraten auf beiden Seiten vor allem die Zeitungen, welche die so genannte „heroische Lüge“ (I, 132) verbreiten und die Logik des Ressentiments schnüren.²⁸ So schreibt etwa Stefan Zweig über die Pariser Presse:

Furchtbar doch eigentlich die Macht der Presse dort drüben: jeder einzelne weiß, daß sie Lüge ist, und doch hat die Lüge Macht über alle, über die Gesamtheit. Es ist die grausamste, weil unverantwortlichste Macht auf Erden, das Stigma unserer Zeit, diese skrupellose Fabrikation von Gehässigkeiten und Lüge, der jede Berechtigung, jede Auflehnung unmöglich ist. (Ende März-Anfang April 1915; I, 155)

Da Rolland und Zweig die Presse als Fabrikation von Feindbildern und als Instrument der Manipulation an den Pranger stellen, sehen sie als zentrale Aufgabe der Intellektuellen den Abbau der Vorurteile und die damit verbundene Abmilderung der Schrecken des Krieges. Diese Aufklärungsarbeit sei auch eine wichtige Voraussetzung für die Versöhnung der Völker nach dem Krieg.

Die konstante Auseinandersetzung mit der Presse und der Propaganda im Briefwechsel ist nicht nur im Spannungsverhältnis zur Arbeit zu betrachten, die zeitgleich Karl Kraus in der *Fackel* leistet. Sie ist auch symptomatisch für die Aufmerksamkeit auf das Medium Sprache überhaupt, die bei österreichischen Autoren alles andere als überraschend ist. Die Sprachreflexion betrifft hier das Verhältnis von Sprache und Erkenntnis, von Wahrheit und Lüge, das Thema der Wahrheitssuche bzw. der Relativität der Wahrheit, das Bewusstsein der Grenzen und Möglichkeiten der Sprache, das Bewusstsein etwa, dass das geschriebene Wort das lebendige Gespräch nicht ersetzen kann, und viele andere Aspekte.

²⁸ Ein moderner Aspekt des Nachdenkens über Zeitung und Zeitschriften betrifft die Grenzen der Kunst der Karikatur. Stefan Zweig ist beispielsweise davon überzeugt, dass die Karikaturen von Ellen Key im *Simplizissimus* nicht akzeptabel seien. (I, 172)

In diesem Kontext versteht es sich von selbst, dass auch über die Medialität des Briefes bzw. über den Brief als „Ereignis und Objekt“²⁹ intensiv nachgedacht wird. So gesehen liefert der Briefwechsel wesentliche Informationen über die Geschichte der Post während des Krieges und über das Funktionieren der Zensur in dieser Zeit, was bereits im anfangs des Buches erwähnten Motto mit dem Vergleich von Briefen und Brieftauben anklängt. Darüber hinaus ist von Korrespondenzen von und mit anderen Autoren die Rede, mit denen Rolland und Zweig sich identifizieren: Walt Whitman, Ernst Stadler, Ellen Key und andere.³⁰

Die Briefe von Rolland und Zweig bezeugen den Willen, der auch später konstant bleibt, dass der Kulturtransfer zwischen Deutschland und Frankreich trotz des Krieges nicht unterbrochen wird. Zweig betrachtet das Aufrechterhalten der kulturellen Kontakte jenseits der Grenzen als wichtige Aufgabe für sich selbst und für Rolland, weil er davon ausgeht, dass der Krieg nur eine kurze Episode in der Geschichte der Beziehungen der beiden Völker darstelle; nach dessen Beendigung seien besonders die Intellektuellen dazu aufgerufen, die durch den Krieg und die damit verbundene Sprache des Hasses entstandenen Wunden zu heilen und den friedlichen Zustand der Vorkriegszeit wiederherzustellen. Zweig hält die Kenntnis der Kulturleistungen der anderen Völker für ein entscheidendes Gegengift zur Sprache der Verleumdung nach einem Konflikt und für eine zentrale Voraussetzung für einen dauerhaften Frieden in Europa. Vor dem Krieg hatte er nicht zufällig Romain Rolland als Verfasser des *Jean Christoph* schätzen gelernt, eines Romans, der in seinen Augen besser als jeder andere den Versöhnungsgeist zwischen Frankreich und Deutschland verkörpert. Sein Engagement für die Verbreitung des Werkes seines Vorbildes im deutschsprachigen Raum, das 1910 beginnt, setzt er auch während des Krieges unentwegt fort. Darüber hinaus versorgt er Rolland regelmäßig mit Informationen über die deutschsprachigen Autoren, die seinen französischen Freund interessieren, und über das kulturelle Leben in Österreich und in Deutschland. Wenn er ihn einmal überredet, in seinem Namen die deutsche Aufführung eines seiner Dramen zu verhindern bzw. auf die Zeit nach dem Krieg zu verschieben, wie es bei der für 1915 geplanten Inszenierung von *Die Wölfe* der Fall ist (I, 209f.), dann geschieht das nur, weil er seinen Freund vor Missverständnissen bzw. vor unangenehmen Reaktionen in einer angespannten Lage schützen möchte. In diesem Zusammenhang erzählt Zweig in einem Brief an Rolland von einer Karte, die er von Ernst Stadler im Oktober 1914 aus der Front erhalten

²⁹ *Der Brief. Ereignis & Objekt*, hg. von Anne Bohnenkamp-Renke und Waltraud Wiethölter, Frankfurt a.M. 2008.

³⁰ Briefschreiben ist nicht zuletzt ein wesentlicher Bestandteil der Aktivitäten von Rolland in der Kriegsgefangenenaukunftsstelle unter der Leitung des Roten Kreuzes in der Schweiz.

hat. Darin habe sich der junge, aus Elsass stammende Dichter kurz vor seinem Tod noch um seine Verlaine-Übersetzung Sorgen gemacht, die für eine von Zweig geplante Gesamtausgabe vorgesehen war.³¹ In dieser Karte erblickt Zweig etwas Symptomatisches und Symbolträchtiges für die zu leistende Arbeit der Kulturvermittlung im Dienste des Friedensideals und macht aus Stadler einen tragischen Helden, der sich in Namen der Versöhnung der Völker geopfert habe: „Ist es nicht seltsam, daß manche von uns, die ins Feld zogen, noch gleichzeitig daran dachten, die Kultur des Feindes zu übermitteln?“ (Brief vom 11. November 1914; I, 101)

Die Briefe an Rolland sind das private Zeugnis der Leistungen, die Zweig während des Krieges als Vermittler der französischen Kultur auch in der Öffentlichkeit erbracht hat. Dazu zählen etwa seine Hommage an Jean Jaurès³² oder seine Rezension des Romans von Henry Barbusse *Le Feu*.³³ Dass Zweig mitten im Kriege etwa Leben und Werk eines französischen Sozialisten und Pazifisten wie Jaurès verherrlichen konnte, der sich gerade für die Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland eingesetzt hatte, ist alles andere als selbstverständlich und maßgeblich auf eine relativ lockere Zensur zurückzuführen, die aber beispielsweise das Werk einer Bertha von Suttner gleichzeitig zu verbieten wusste. In der *Welt von Gestern* unterstreicht Zweig nicht ohne Stolz seine Fähigkeit, während des Krieges durch scheinbar rein literarische bzw. feuilletonistische Arbeiten das Werk von verfeindeten Autoren aus Frankreich und Italien nach Österreich und Deutschland zu ‚schmuggeln‘. Darin sieht er einen wesentlichen Beitrag zur Sache des Friedens und des vereinten Europa.

Stefan Zweig wird sich sehr bald dessen bewusst, dass die Freundschaft zwischen den Fronten mit Romain Rolland exemplarischen Charakter hat. Er ist davon überzeugt, dass der Briefwechsel nicht nur eine private Korrespondenz darstellt, sondern in seiner Einzigartigkeit auch einen Wert für die Nachwelt besitzt.³⁴ Daher empfiehlt er seinem Freund

³¹ Hier ist von der folgenden von Zweig beim Insel-Verlag angeregten Ausgabe die Rede: Paul Verlaine, *Gesammelte Gedichte*. Eine Auswahl der besten Übertragungen, Leipzig 1922. Bd. I. Zweig hatte vorher selbst eine kleine Auswahl von Verlaines Gedichten herausgegeben.

³² Stefan Zweig, *Jean Jaurès*, in: ders., *Zeiten und Schicksale*, hg. und mit einem Nachwort versehen von Knut Beck, Frankfurt a.M. 1990, S. 210-219.

³³ Stefan Zweig, *Das Feuer*, in: ders., *Die schlaflose Welt*, hg. und mit einer Nachbemerkung versehen von Knut Beck, Frankfurt a.M. 1990, S. 90-103.

³⁴ Vgl. Detlev Schötter, *Einführung: Briefkultur und Ruhmbildung*, in: *Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung* (wie Anm. 13), S. 9-17: 9; Jochen Strobel, *Vom Verkehr mit Dichtern und Gespenstern. Figuren der Autorschaft in der Briefkultur* (wie Anm. 21), S. 14. Später wird Zweig denken, dass auch der Briefwechsel mit Richard Strauss für die Nachgeborenen bestimmt sei. So schreibt er an den Komponisten am 23. Februar 1935: „Alles, was Sie tun, ist bestimmt, historisch zu werden. Ihre Briefe, Ihre

bereits im März 1915, seine Briefe aufzubewahren, um sie zusammen mit anderen nach dem Krieg zu veröffentlichen:

Ich dachte, es wäre schön, nach dem Krieg in einem Buch die wahrhaft menschlichen, schönen Äußerungen der Dichter zu sammeln und sie zu einem Documente für alle Zeiten zu vereinigen. Sie wären der Berufene dazu, und ich stelle mich gerne zur Verfügung. (17. März 1915; I, 145)

Zweig bittet Rolland mehrmals um seine Meinung über ein „Buch der menschlichen Documente aus dem Krieg“ (23. März 1915; I, 149-150) bzw. eine „Documentensammlung“ (Ende März-Anfang April 1915; I, 156), dieser geht aber auf seinen Vorschlag nicht ein. In seiner 1921 veröffentlichten Rolland-Biographie bestätigt Zweig sein Urteil über das Einzigartige des Briefwechsels mit Rolland als Dokument einer „europäischen Freundschaft“,³⁵ indem er die außerordentliche Wirkung der Briefe auf die Zeitgenossen sowie deren ästhetischen Wert hervorhebt, der in seinen Augen mit den künstlerischen Werken des Franzosen gleichzusetzen ist:

Diese Hunderte und Tausende von Briefen während der Kriegszeit bedeuteten ein moralisches Werk, dessen kein Dichter unserer Epoche ein gleiches zur Seite zu setzen hat. Unzählige Einsame haben sie beglückt, Unsichere befestigt, Verzweifelte erhoben: nie war die Mission eines Dichters reiner erfüllt. Aber auch künstlerisch scheinen mir diese Briefe, von denen manche inzwischen veröffentlicht worden sind, das Reinste, Reifste, was Rolland geschaffen, denn Tröstung ist ja der tiefste Sinn seiner Kunst [...].³⁶

Wenn Zweig den moralischen und ästhetischen Wert des Briefwechsels als unvergleichbar betrachtet und für einen Höhepunkt in der Geschichte der Briefkultur hält, der für die Nachwelt bestimmt sei, dann will er offensichtlich durch dessen Veröffentlichung nicht nur Romain Rolland ein literarisches Denkmal setzen, sondern auch sich selbst. Zwar präsentiert er den Plan als Teil des Dienstes, den er zugunsten von Rolland verrichtet, sein eigener Ehrgeiz, der dahinter steht, ist allerdings nicht zu verkennen. Dafür spricht auch, dass er sich für den Ruhm, der mit einem solchen anspruchsvollen Veröffentlichungsprojekt verbunden ist, großzügig „zur

Entschlüsse werden einst wie jene Wagners und Brahms' Gemeingut sein.“ (Richard Strauss und Stefan Zweig, *Briefwechsel*, hg. von Willi Schuh, Frankfurt a.M. 1957, S. 95).

³⁵ René Cheval, *Romain Rolland und Stefan Zweig, eine europäische Freundschaft*, in: *Österreichische Literatur des 20. Jahrhunderts. Französische und österreichische Beiträge*, hg. von Sigurd Paul Scheichl und Gerald Stieg, Innsbruck 1986, S. 115-126.

³⁶ Stefan Zweig, *Romain Rolland* (wie Anm. 25), S. 304. Das Zitat stammt aus dem Kapitel mit dem Titel *Briefe*.

Verfügung“ stellt. Zweigs Anspruch, eine „moralische Autorität“ zu werden und der Sache des Friedens in Europa zu dienen, ist schwer vom Wunsch zu trennen, einen literarischen Ruf und zugleich eine hohe europäische Reputation wie Rolland zu erreichen.

Dass Rolland auf Zweigs wiederholte Bitten um seine Zusage zum Projekt nicht eingeht, reflektiert seine eigenen Zweifel darüber, dass er „die Mission des Dichters“ und des Intellektuellen so „rein“ erfüllt habe, wie Zweig es behauptet. Umso mehr wundert es, dass gerade Zweig auf das Publikmachen von „Briefen während der Kriegszeit“ drängt, die bei ihm noch mehr Widersprüche und moralische Bedenken bei der Erfüllung der Mission des Dichters als bei Rolland an den Tag gelegt hätten. Oder dachte er vielleicht an eine repräsentative Auswahl dieser „Dokumente der Menschlichkeit“, um sich ähnlich wie in der *Welt von Gestern* als Pazifist der ersten Stunde zu präsentieren?

Peter Handke im Dialog mit Stefan Zweig und Romain Rolland

Wer das Vorwort von Peter Handke zum Briefwechsel Zweig-Rolland während des Ersten Weltkrieges in seiner vollen Tragweite verstehen und würdigen will, muss sich bereitwillig auf den typischen Handke-Jargon einlassen, der sich hier in erster Linie durch zwei Verfahren auszeichnet: zum einen das Sich-Ständig-Unterbrechen durch Fragen, die das bisher Gesagte eben in Frage stellen und relativieren, und die Wortprägungen, die sich durch den ganzen Text hindurchziehen.³⁷ Schon der Titel *Zwei Menschenkinder, Zwei Hochherzige* ist alles andere als selbstverständlich und wirkt, auf zwei hochintellektuelle Persönlichkeiten wie Zweig und Rolland bezogen, zunächst befremdend und irritierend. Allerdings lebt Handkes Sprache von solchen Neologismen. Mit anderen Worten: der Text ist kein gewöhnlicher Kommentar, sondern gehorcht mit seinem ausholenden Satzbau, seinen Fragen, seinen Umprägungen und seinem Reichtum an intertextuellen Bezügen bis ins Einzelne hinein den Prinzipien von Handkes Poetik.³⁸

Handke hält die Briefe von Rolland und Zweig für einen zentralen Text der Antikriegsliteratur, bezeichnet sie emphatisch als „Brandbriefe

³⁷ Vgl. Herwig Gottwald und Andreas Freinschlag, *Peter Handke*, Wien/Köln/Weimar 2009, S. 101f.; Andreas Schirmer, *Peter-Handke-Wörterbuch. Prolegomena*, Wien 2007.

³⁸ In ideologischer Hinsicht ist der Text in einigen Punkten problematisch, weil er von Prämissen ausgeht, die manchmal fragwürdig erscheinen, aber ein Band über die Briefkultur ist nicht der ideale Ort, um Handkes Positionen ideologiekritisch zu hinterfragen.

im Ansturm hin zum Frieden, zur Friedensbeschwörung“ (VI) und wertet sie höher als Rollands öffentlichen „Aufruf zur Versöhnung [...] ‚Audessus de la mêlée‘ (ungefähr ‚Über dem Getümmel)“ (V). Anhand der ihm sehr vertrauten Friedenthematik versucht der österreichische Autor, sich vorsichtig in die Rollen der beiden Korrespondenten einzufühlen, und ist davon überzeugt, dass sich die beiden Briefpartner in ihrer privaten Korrespondenz, anders als in ihren öffentlichen Stellungnahmen, von ihrer besten Seite, der menschlichen, zeigen:

Keine Literaten schreiben da einander, und schon gar keine Wortmelder, geschweige denn Präzeptoren, vielmehr ernste, nicht tod-, nein, lebendigernste Männer, die dabei zugleich, Briefwort für Briefwort, zwei Menschenkinder sind, wie nur je welche, Menschenkinder an Hand einer Sprache, die jeweils, statt irgendeine eingebildete Öffentlichkeit zu beschallen mit der Pose des Sich-übers-Getümmel-Erhebens, an den Anderen, den bestimmten Einen sich wendet, in einem Bedürfnis, gar einer Bedürftigkeit zur Teilnahme wie Teilhabe, welche eben Menschenkindern zu eigen ist, oder wird, vor allem in einer epochalen Bedrängung. (VI)

Es steht außer Frage, dass Handke Romain Rolland als Intellektuellen und als Pazifist höher bewertet als Stefan Zweig. Seine Sympathien gehören ganz eindeutig nicht der deutsch-österreichischen Kriegsentente, Zweigs patriotische bis nationalistische Anwandlungen sind ihm ein Gräuel. Handke ist sich den Schwankungen von Zweigs jeweiligen politischen Positionen, je nach Adressat wechselnd, bewusst, allerdings versucht er dessen Verhalten vorsichtig gerecht zu werden und bezeichnet den „Briefschreiber“ als einen „eher Unsteten“. (VI) Rolland hingegen erscheint ihm als „der mit dem Maß, welches Stefan Zweig, zumindest in den ersten Kriegsmonaten, nie ganz verliert, doch brief(stellen)weise vor seinem Freund ‚in Fremdland‘ [...] ziemlich blindlings sausen läßt!“ (VI)³⁹ Handke wirft Zweig vor, nicht nur die Kontrolle und den Maßstab zu verlieren, sondern auch Ausdrücke aus der deutschen Propagandasprache zu übernehmen. Er bringt ihn mit Ernst Jünger in Verbindung, indem er einige chauvinistische Passagen aus seinen patriotischen Schriften zitiert. Allerdings fügt Handke gleich hinzu, dass Zweig seinen nationalistischen Überschwang bald zurückgenommen hat. Dass Zweig erwache und die Verwüstungen des Krieges erkenne, argumentiert er, sei auf den Einfluss von Rolland zurückzuführen.

Obwohl Handke Rolland mehr schätzt als Zweig, besteht der Kern seiner Interpretation darin, die beiden zusammen zu sehen, ihren gemeinsamen Willen zu erkennen, den Krieg zu bekämpfen:

³⁹ Handke bezieht sich auf den Brief von Zweig vom 21. April 1915 (I, 168).

[...] der Briefwechsel zwischen Romain Rolland und Stefan Zweig zeigt sich, wie wohl noch kein Briefwechsel in einem Krieg, vor allem, was die gemeinsame, geteilte Dringlichkeit angeht, eines Sinnes, wenngleich – und das sorgt für den heute nach- wie vorleuchtenden Funkenflug fast all dieser Briefsätze der zwei – ganz und gar nicht einer einzigen, einheitlichen, einander angeglichene(n) *Stimme*. (VIII)

Im Briefwechsel seien es zwei Stimmen mit einem gemeinsamen, im Laufe des Krieges entwickelten Sinn, die zum Ausdruck kommen, zwei Stimmen, die gemeinsam sprechen, obwohl jeder Sprecher auf der Seite seiner Nation bleibe. Nachdem Handke die Gemeinsamkeit der Intentionen von Rolland und Zweig festgestellt hat, versucht er, die beiden „Stimmen“ zu unterscheiden, indem er auf die verschiedenen Schreibweisen eingeht. Bei Rolland erkennt er eine „geringer ausgeprägte Spielfreude“ (VIII), da dieser die modalen und sonstigen Möglichkeiten der Sprache im Briefschreiben weniger als Zweig nütze, und spekuliert, dass das ein „Herkunftserbe aus Burgund“ (VIII) sei. Dann stellt er dem fast autoritären, aber auch kindhaften Duktus der Rollandschen Sprache die Vielfalt der Stimmen seines Gegenübers entgegen, „die geradezu märchenhaft mannigfaltigen, jeweils auf den ersten Ton erkennbaren Stimmen Stefan Zweigs“. (IX) Dabei schätzt Handke gerade jene Stellen, in denen sich Zweig „immer wieder ‚zurücknimmt‘“ (VIII), das heißt, wo er seine Positionen revidiert. Wie man sieht, gewinnt Handke Zweigs Schwankungen und Widersprüchen etwas Positives ab: das Zurücknehmen der eigenen Positionen gefällt ihm, weil er darin eine Ähnlichkeit mit seiner eigenen Frage-Poetik erkennt.

„Vielstimmig eines Sinnes“ (IX), so lautet zusammenfassend Handkes Kommentar zum Briefwechsel. Einerseits bewundert er Rollands und Zweigs Kritik am Krieg und an den kriegsbegeisterten Künstlern und Dichtern, wobei Zweig allerdings gegenüber dem früheren Vorbild Verhaeren ungerecht sei. Auf der anderen Seite sieht Handke die beiden Briefpartner in mehrere Widersprüche involviert. Das Dilemma, das sie gemeinsam haben, liegt für Handke darin, dass sie zum einen vom Krieg und von seinen Gräueln „schweigen“ (X) und zum anderen kontinuierlich „das Wort ergreifen“ (X), um über den Frieden zu schreiben. Ein weiteres Dilemma sieht Handke in Zweigs Haltung gegenüber der „Politik“: zwar gebe dieser die Hoffnung auf, dass Politik und „Parteien“ den Frieden bringen können, jedoch erhoffe er sich nichts von einem Alleingang.

Handke bewundert Zweig und Rolland, weil er beide für „kindlich“ hält. Er lässt sich von der „typische[n] Stefan Zweig’sche[n] Kindlichkeitsweise“ berühren, nämlich von dessen Wunsch, „an eigenes Werk zu gehen“ (X). Für Rollands eigentümliche Form der Kindlichkeit zeuge hingegen ein Zitat, das Handke als „eine der Herrlichkeiten in der herrlichen Korrespondenz unserer beiden“ bezeichnet: „Ich habe mich immer,

schon als Kind, für eine Pilgerseele gehalten... Wenn man mich beerdigt, so nur mit meinem Wanderstab!“ (XI). Die Kindlichkeitssymbolik ist für Handke, der als dritten Teil der Trilogie der *Langsamem Heimkehr* ein Buch mit dem Titel *Kindergeschichte* (1981) geschrieben hat, immer positiv konnotiert. Das Attribut der Kindlichkeit bei Zweig und Rolland impliziert aus Handkes Perspektive, dass beide nicht so realistisch waren in ihrer Auseinandersetzung mit dem Krieg, dass sie eher idealistisch und utopisch eingestellt waren. So gesehen erscheint das Kindliche als das Noble, das von einem hohen Ethos Getragene, das die beiden (Rolland von Anfang an, Zweig später) davor bewahrt hat, sich in die Kriegspropaganda involvieren zu lassen.

Es ist bemerkenswert, dass das Vorwort das Thema von Krieg und Medien, Krieg und Journalismus fokussiert, für das Handke in all seinen Texten über Jugoslawien sensibel ist. Hier hat sein Erkenntnisinteresse für den Briefwechsel seinen eigentlichen Ursprung. Der österreichische Schriftsteller hebt besonders hervor, dass sich Zweig immer wieder in die Richtung von Rolland bewegt und erkennt, dass die Zeit, in der der Krieg ausbricht, dem Journalismus gehört und nicht der Kunst.

Handke bemerkt, dass sich im Laufe der Jahre eine gewisse Resignation und Müdigkeit im Briefwechsel breit macht. Zugleich stellt er fest, dass die Briefe mit der Zeit Projektionen einer Friedensordnung entwerfen: Nun sei der Frieden im Alltagsleben präsent. Wenn Handke von einem „unauffälligen Friedensstoff“ (XIII) spricht, meint er nicht den politischen Frieden, sondern den Frieden im alltäglichen Leben. Mitten im Krieg imaginieren Rolland und Zweig eine Friedenssituation, in der sie sich begegnen. So schwärmt etwa der Franzose von einem Hotel in der Westschweiz. Die Briefpartner bauen sich Oasen des Friedens, Inseln des Friedens, um bis zum Ende des Krieges besser zu überleben.⁴⁰

Handke befindet, dass der Briefwechsel gegen Ende des Krieges besonders ergreifend wird. Auf französischer Seite fehle jeder „Siegestriumph“ (XIII). Mit Blick auf Zweig stellt er fest, dass dieser am Schluss schrecklich und zugleich energisch erwacht sei. Er hält ihm besonders hoch, dass er sich auf keine Schuldzuweisungen einlasse und dass er die *communis opinio* nicht vertrete, dass die Deutschen am Krieg schuld sind.

In den abschließenden Bemerkungen erscheinen Rolland und Zweig als bemerkenswertes Beispiel für eine edle Freundschaft, die Handke mit

⁴⁰ Zur Funktion der Briefkultur im 20. Jahrhundert als ästhetischem „Schutzraum gegenüber den Zumutungen der zivilisatorischen Moderne [...]“, die im Ersten Weltkrieg kulminieren, vgl. Jörg Schuster und Jochen Strobel, *Briefe und Interpretationen. Über Ansätze zu einer Geschichte der Briefkultur und über die Möglichkeit kulturhistorischer Skizzen mittels Brieflektüren*, in: *Briefkultur. Texte und Interpretationen – von Martin Luther bis Thomas Bernhard*, hg. von Jörg Schuster und Jochen Strobel, Berlin 2013, S. XI-XXIV: XXII.

jener von Stifter und Grillparzer gleichsetzt, zugleich für Kämpfernaturen, die sich von den widrigen Umständen nicht hätten überwältigen lassen: „Die zwei. Jeder für sich und doch zusammen, sind in ein anderes Land gegangen, haben einen fremden, unentdeckten Kontinent zur Heim- und Arbeitsstätte gewählt.“ (XVII) Mit Blick auf die Exilerfahrung von Rolland und Zweig rechnet Handke ihnen hoch an, dass sie nicht in die Innerlichkeit geflüchtet sind, sondern nach dem Krieg mutig wiederbe-gonnen haben zu arbeiten und für den Frieden in Europa zu sorgen. Schließlich kommt er auf die Gegenwart zu sprechen und fragt sich, ob Zweig und Rolland mit ihrer Friedensutopie angesichts der Kriege von heute noch etwas zu sagen hätten, ob wir sie nicht als Propheten betrachten sollten. Handke wäre nicht Handke, wenn er nicht auf diese Fragen mit weiteren, auch zynischen Fragen antworten würde, durch die er die Sprache der Propaganda von gestern und von heute gekonnt parodiert:

Sind nicht die Kriege von heute „kein Thema“ mehr, sind auch nicht Kriege mehr, nein, humanitäre Interventionen, chirurgische Operationen, und dort, wo sie, jeweils im Dienst der Demokratie und der Freiheit, im Dienst des Friedens im Himmelblau ihre Ätherbahnen ziehen und auf Erden ihre Operationsfelder bepflanzen, garantieren unsere selbstlosen und todesmutigen Einsatztruppen die Stilllegung der verfeindeten Völkerschaften, und darüber hinaus deren endgültiges Aufeinanderzugehen, die ultimative Ver-söhnung, das gemeinsame Chorsingen, die nicht bloß sonntäglichen, sondern alltäglichen Freundschaftsspiele und das, über unser Europa hinaus, in der ganzen, endlich „ganzen“ Welt? (XVII)

Handke entlässt den Leser also mit der Möglichkeit, den Briefwechsel auf sich zu beziehen. Er hofft, dass dieser „den heute nach- wie vorleuchten-den Funkenflug“ darin findet, der in seinen Augen die Lektüre der Briefe noch „lehrreich“, „erhellend“ (XIII) und fruchtbringend macht.